Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 3

Artikel: Eine Reise in den Süden [Schluss]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662849

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

dem ein paar stille Augenblicke verstrichen waren, sagte er in eigenartigem Ton: „Wir sind gute Freunde geworden. Ich habe wenigstens, als ich mein Nest gemacht hatte, ausgezeichnet geschlafen. Sonst wär' ich schon früher gekommen."

Jetzt sperrte Frau Zöbeli Mund und Augen auf. Nein, an so etwas hätte sie nie gedacht. Eher hätte sie es für möglich gehalten, daß der Fockli-Peter ihn zu Pulver verstampfte, und jetzt erzählte er lächelnd: sie seien gute Freunde geworden. Nein, das konnte nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Dem Ziegenbock hat's auf's Gemüt geschlagen, daß er drei Tage lang kein Büschel Gras anrührte.

„Und jetzt? Ihr habt gewiß noch gar nichts zu Morgen gegessen. Wollt Ihr etwas Kaffee und Brot?"

„Gerne, gerne!" nickte das Männlein.

Dorothee ging in die Küche und rüstete ein währschaftes Frühstück. Bald setzte sie es ihm auf den Tisch, aufgewärmten Kaffee und Milch, und auch etwas geröstete Kartoffeln, die übrig geblieben waren.

Chueri aß mit gutem Appetit. Als er mit einem ausgiebigen Stück Brot zu Ende war, rückte ihm die Bäuerin den Laib näher. Da schnitt er sich ein zweites herunter und räumte daneben auf mit den Kartoffeln.

Als er am besten dran war, trat Zöbeli ein. Und der Chlesel, der im Stalle drüben gemerkt hatte, wer angerückt war, machte sich auch herbei. Auf einmal stand er breit, die Hände in den Hosentaschen, unter der Türe und hoffte von der Erzählung Chueris noch allerlei zu erwischen.

Aber das Männlein war einsilbig. Es sagte von sich aus nicht viel. Frau Zöbeli mußte alles aus ihm herausholen. Eine Frage löste die andere ab. Auch die Dorothee warf gelegentlich eine dazwischen.

Am liebsten begnügte sich der Chueri mit einem einsilbigen Ja oder Nein. Daneben aber vertilgte er mit sichtlichem Behagen sein Essen und wischte sich erst den Mund mit dem Ärmel, als er mit den Kartoffeln gründlich aufgeräumt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Sternenstrom.

Schwarz und stumm die Stromesfluten,
Himmelsdom in blauer Pracht!
Sternlein, die am Tage ruhten,
Sind zum Reigen aufgewacht.
Unermessne Weltallräume
Füllt ihr magisch Zauberlicht,
Goldenheller strahlt der Träume
Göttlich Märchenwunder nicht.

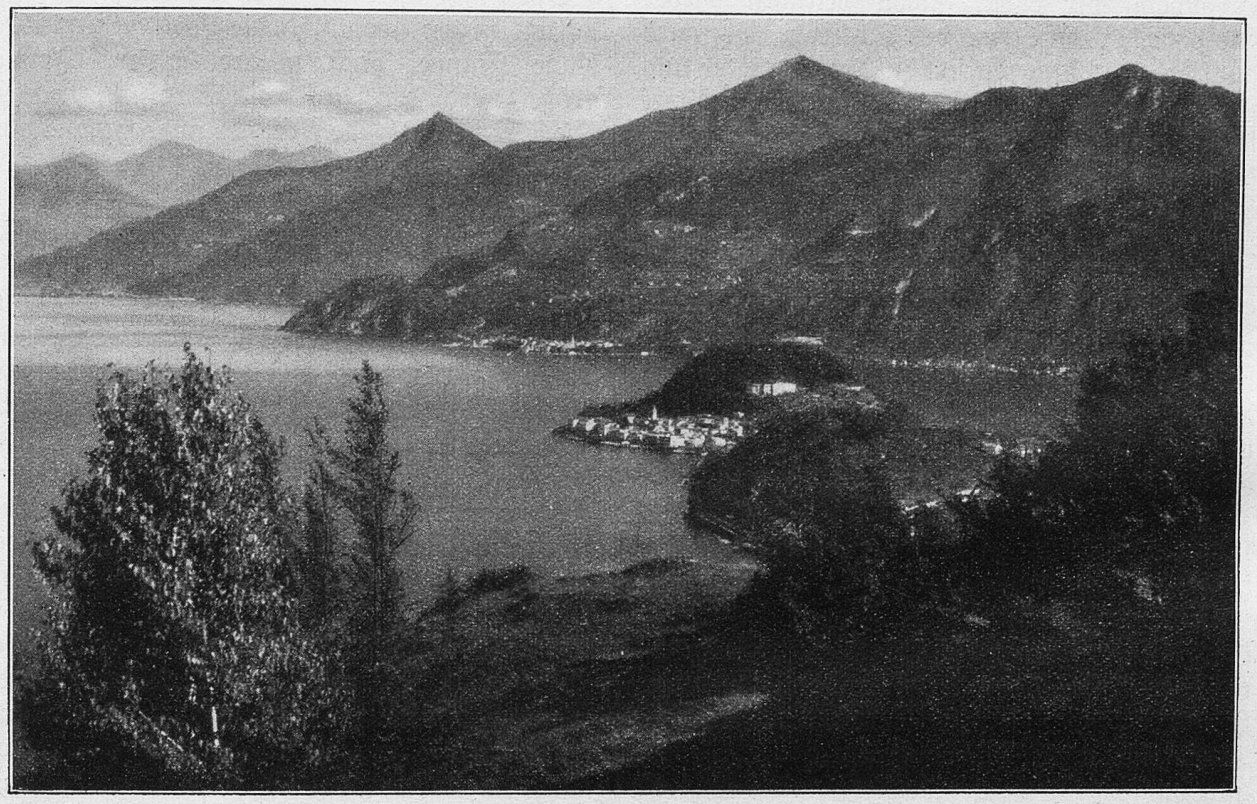
Abgeblendet die Laternen,
Furcht der Dampfer leicht die Flut,
Unerforschte Stromesfernen
Spiegeln Himmelsfunkelglut.
Oben, unten, rings im Kreise
Schweben Leuchten, gottentfacht.
Wir auch gleiten geisterleise
Durch die sternerfüllte Nacht.

Jacob Heß.

Eine Reise in den Süden.

Von Ernst Eschmann. (Schluß.)

Nach erquickendem Schlaf sagte uns die Sonne guten Tag. So erwachte die Reiselust unbändig, an den Comer See zu fahren. Es braucht kaum eine halbe Stunde, hat man ihn schon erreicht. Jetzt rollt ein neuer Film. Man kann sich wohl kaum etwas Schöneres denken, als das lange, sich über 80 Kilometer hinziehende Ufer der Westseite im Auto bis nach Como abzufahren. Die Straße ist in bester Ordnung. Man kommt rasch und ohne Hindernisse vorwärts. Was da an Schönheit beisammen ist: das spiegelnde Wasser, die steilen Ufer, der Blick an den jenseitigen Hang. Und diesseits ein Herrschaftssitz nach dem andern. Ein jeder ist von einem weiten und gepflegten Garten umgeben. Der Baumbestand ist berückend. Südliche Vegetation. Aus einem grünen Nadel- und Blätterdickicht streben die dunkeln Zypressen zum blauen Himmel. In der Architektur herrscht Freiheit. Blühende Phantasie waltet vor. Etliche Paläste dürften als beste Muster reinster italienischer Stilbauten gelten. Es sind auch solche darunter, die sich im Spielerischen verlieren. Fast alle Villen gehören früheren Bauperioden an. Baugespanne entdeckt man nicht. Es fände sich auch kaum mehr der nötige Platz. Dorf reiht sich an Dorf, und von einem zum andern hört das Leben kaum auf. Immer



Bellaggio und Varenna.

wieder ist eine Brücke geschlagen von Edelsitz zu Edelsitz. Oh, hier bleiben zu können ein paar sonnige Wochen lang. Was müßte das sein! All die reichen und vornehmen Mailänder, die sich hier angebaut, wissen wohl, in was für ein Paradies sie sich gesetzt haben. Nur eines verblüfft: wo sind sie, diese Bewohner, die man alle zu ihren Gütern am See beglückwünschen möchte? Ringsum sind die Fenster geschlossen. Ist's etwa schon zu spät, fürchten sie die Hitze der Junisonne und warten sie bereits auf den Herbst?

Mit einer Badesaison ist kaum zu rechnen. Die Ufer sind nicht zum Baden angetan. Felsen und steile Abstürze schieben sich ganz nahe an den Spiegel des Sees heran. Nirgends ein Strand, wo man gemütlich hinauslaufen und mit den Wellen spielen kann. Die Schiffe ziehen nahe den Gestaden entlang. Ein Beweis, daß gleich die Tiefe beginnt.

So fährt man ungezählten Klippen nach, durch Tunnels hindurch wie an der Axenstraße und erlebt, wie man die Galerien verläßt, neue, immer wieder neue Ausblicke, Variationen über das unerschöpfliche Thema: malerisches Nest, romantisch angelegte Kirche, Mäuerchen und zu oberst als Abschluß ein dunkler Wald. Morcote, Gandria in endloser Kette aneinander gereiht. Man bekommt nicht genug. Denn immer andere Überraschungen überfallen uns und halten unser Interesse und unsere Begeisterung in Spannung bis Como.

Viel Verkehr ist auf der Straße. Denn keine Eisenbahn fährt diesem Ufer entlang. Von Zeit zu Zeit begegnet uns ein Autobus, der die Einheimischen, Anwohner wie Fremde von Dorf zu Dorf bringt. Die übrige Verbindung besorgen die Schiffe. Aber sie führen wenig Volk. Der Frühling ist vorbei.

Nur einmal steigt der Rauch einer Lokomotive in die Höhe. Wir sind in Menaggio. Von hier könnten wir hinüber an den Luganersee, nach Porlezza. Lugano! Wir werden es morgen sehen. Hier will der Blick nicht weg von der Halbinsel, die den See in zwei Arme scheidet. Bellaggio ist der Edelstein in der Kette der Juwelen, die an den Ufern aufglänzen. Es schmerzt, drüben nicht schnell Grüß Gott sagen zu können und durch eine der blühenden Parkanlagen zu spazieren. In den Hotels wäre jetzt überall Platz. Autos sind ungeduldig. Sie lieben nicht immer wieder Unterbrechungen. Das ewig wiederholte Wort des Motors heißt: vorwärts, vorwärts!

Jawohl, wir eilen. Schon peitschen wieder ein paar Tropfen an die Scheiben. Es wird dunkler. Und nun platscht ein Regen nieder und spritzt hochauf auf der Straße. Sie entvölkert sich. Die Menschen ducken sich und flüchten in den nächsten Unterschlupf. Wir lachen und fliegen mit spritzenden Rädern durch diesen Wolkenbruch. Lustig, diese fahrende Stube, in der man keine Minute versäumt und auch in der Sintflut keine nassen Schuhe bekäme.

So fahren wir in Como ein, vom Himmel mit einem tüchtigen Gusse begrüßt. Es geht auf Mittag. Wir haben noch Zeit. Aber jetzt halten wir gerne inne. Es war zu viel, was uns der Morgen geboten.

Nun essen wir, italienisch. Ich liebe diese besonderen Küchen von Land zu Land, und die südländische doppelt. Da gehört natürlich ein Teller Spaghetti dazu, mit Tomaten, eine Frittura mista mit Salat, ein Stücklein von diesem die Zunge so lustig kitzelnden Gorgonzola und zuletzt Orangen, alles Gaben des Südens. Den Durst stillt ein köstlicher Valpolicella. Bravo, was der für eine prickelnde Frische hat! So wissen wir, wir haben an einem italienischen Tische gesessen. Übermorgen sollen dann die einheimischen Platten wieder kommen. Heut gelte das Opfer den lokalen Göttern!

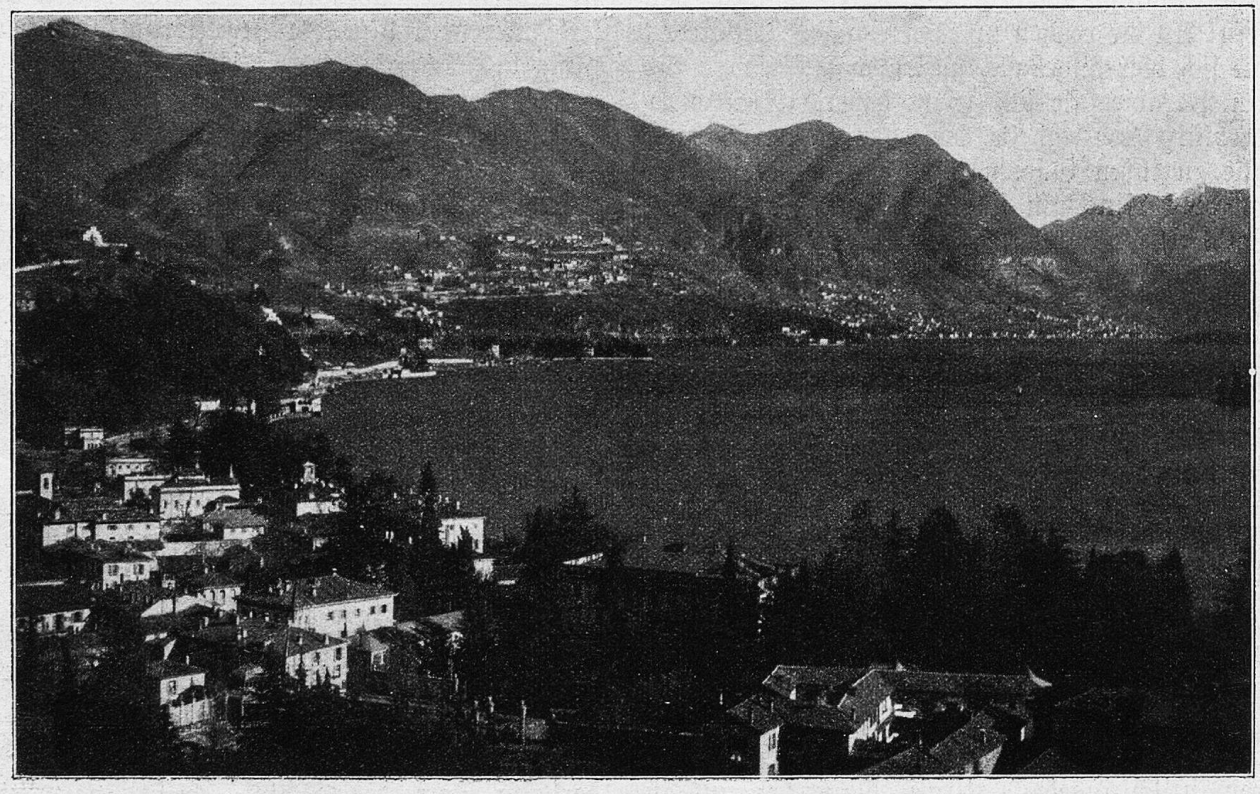
April im Juni! Wahrlich, wir haben Aprilenwetter. Denn schon sind die Wolken fort. Der blaue Himmel guckt wieder hervor. Immer größer wird der Fleck, die Straßen trocknen. Die Sonne leckt alle Pfützen auf. Hinaus und nicht lange geratschlagt.

Wohin?

In Como spricht erst recht der See das gewichtige Wort.

Wie wär's, noch einmal eine Strecke hinauf zu fahren, zwischen beiden Ufern? Der Gedanke ist gut. Ganz neue Aspekte sind da. Was wir in der Eile vom Wagen aus nicht gesehen, jetzt haben wir Gelegenheit, es vom Decke des Schiffes zu beschauen. Und alles scheint wieder neu und umgewandelt, und schöner, noch hundertmal schöner. Denn es hat den Segen des lachenden Himmels und die Musik der rauschenden Dampferwellen.

So eine Fahrt auf dem Comersee kann, was Fülle und Reichtum des Bildes anlangt, schwerlich überboten werden. Kaum hat man die Stadt im Rücken, läßt sie den Fremdling nicht los. Wie eine Bühne mutet sie an, auf die ein Regisseur eine heroische Landschaft gestellt hat: Kegelförmige, bewaldete Berge mit Türmen im Hintergrunde, der steile Hang von Brunate, wo ein kühnes Bähnchen hinaufklettert, ein beweg-



Como.

Besazio bei Mendrisio. Phot. Paul Knechtli, Zürich.

ter Quai mit kleinen und großen Schiffen, und nun wechseln die Bilder zur Linken und Rechten, man weiß nicht, nach welcher Seite man sich wenden soll. So ist für Kurzweil gesorgt. Doch die Augen möchten nicht nur geschaut haben. Man verspürt das Bedürfnis, irgendwo an diesen steilen Hängen hinaufzusteigen und aus nächster Nähe in die Gärten zu gucken. So verlassen wir das Schiff in Carate und verfolgen die Straße ein gutes Stück. Dann hinauf, wo eine Kirche lockt. Zwischen hohen Mauern geht's empor, treppenartige Gäßchen führen hinan. Bald ist die freie Sicht erobert, und immer weiter schweift der Blick. Und doch erlebt man einige Entzauberung. Plötzlich kommt einem zu Sinn: es muß doch viel Unbequemes mit sich bringen, hier oben seinen Wohnsitz zu haben. Die ewige Kletterei könnt' einem doch lästig werden. Denn keine fahrbaren Straßen und Sträßchen führen hinauf. Die Steinstufen sind glitschig. Und ganz besonders der Abstieg verlangt äußerste Vorsicht. Je höher man kommt, um so mehr verwildern die Gärten. Ungepflegte Winkel und verlotterte Bauten dämpfen die Begeisterung. Und mit einem Mal entdeckt man auch, wie wenig Kulturland diese Hänge aufweisen. Keine Reben mehr, keine Fruchtbäume, spärliches Gemüse, und unwillkürlich fängt man an zu vergleichen mit den so ergiebigen Ufern so vieler Schweizer Seen. Die Rebhänge von Vevey, die Baumgärten am Zürichsee, was da sprießt, was da gedeiht, wie da kein Quadratmeter ist, der nicht irgend einen guten Nutzen bringt!

So schaut der Schweizer diese für das Auge so berückenden Steilhänge mit nachdenklichen Blicken an, und sein bodenständiges und allem Praktischen zugetanes Wesen vergleicht und würde zuletzt und auf die Dauer vielleicht doch keinen Tausch eingehen mit einer dieser Liegenschaften, so blendend, so verlockend sie von der Höhe uns winkt.

Im Abendgold der scheidenden Sonne fuhren wir nach der Stadt zurück. Den Freund der Vergangenheit zieht es zu ein paar denkwürdigen Stätten. Am uralten Dom mit seinen kunstvollen Hauptportalen muß er verweilen. Zwei Standbilder erinnern an die beiden Schriftsteller des alten Römerreiches, an Plinius den Ältern und den Jüngern, die in Comum (Como) beheimatet waren. Und ein anderes, imposantes Denkmal in der Stadt gilt dem

Grafen und Physiker Alessandro Volta, der 1745 in Como geboren wurde.

Die Nacht wird frisch. Wir sitzen noch ein Stündchen im Freien. Vom See her weht ein kühler Wind. Den dunklen Hang hinauf zieht sich ein Kranz von Lichtern. Er weist auf die Höhe von Brunate. Als ob der Himmel mit seinen hellsten Sternen zu uns auf die Erde niederstiege, so mutet das Bild an. Die Übergänge sind nicht mehr deutlich. Es tut wohl, ohne Musik zu sein. In den Cafés herrscht wenig Leben. Man plaudert und bafft eins. Das sind die rechten Ferien.

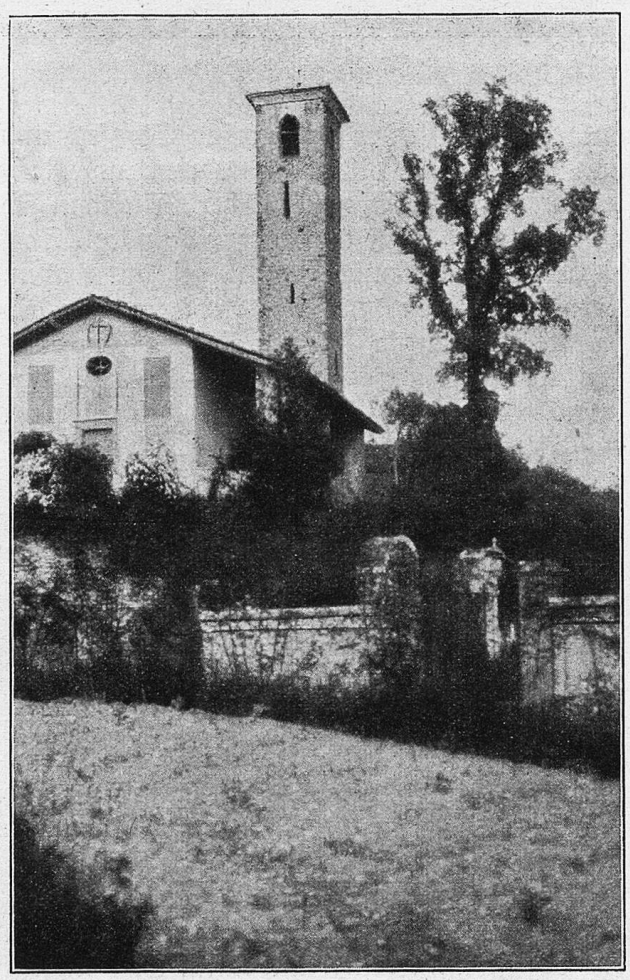
Für den andern Tag ist uns die Route vorgezeichnet: über den Gotthard heimwärts. Es erstaunt, wie schnell man die Stadt mit ihrer ganzen Umgebung hinter sich hat. Eine Hügelwelle deckt sie zu. Da steht man auch schon an der Grenze. Die Pässe werden abgenommen. Und drüben stehen die schweizerischen Grenzwächter. Die Lira hat keinen Kurs mehr. Der Franken ist wieder Trumpf.

Der südliche Charakter der Gegend bleibt noch lange gewahrt. Gewiß, auch der Tessin ist gesegnetes Land. Viel Bewegung liegt in der Landschaft. Im Tale liegen die kleinen Städtchen. Auf den Höhen herum liegen mancherlei Dörfer. Dort drüben, über Mendrisio, war der geniale Steinhauerlehrling zu Hause, der nachher der gefeierte Künstler Vincenzo Vela geworden ist. Man sollte hinaufgehen und sein Museum besuchen, das so viele seiner Skulpturen bewahrt. Ein ander Mal! Die Zeit drängt. Der Weg ist noch weit, und an Lugano dürfen wir nicht vorbei, ohne ihm über die Mittagszeit eine gute Stunde gewidmet zu haben.

Lugano und Como! Unwillkürlich ist man versucht, einen Vergleich anzustellen. Lugano kommt dabei nicht zu kurz. Aber es läßt sich nicht abwägen und in Zahlen oder in Worten ausdrücken, wie die Werte zu verteilen sind. Eines ist gewiß, Lugano ist ein Gottesgarten ohnegleichen. Seine Umgebung ist klassisch schöner Boden. Zwischen dem Salvatore und dem Monte Brè liegt eine Mulde, lachen Hänge, leuchten Ufer und schimmert ein See, daß das Herz aufjubelt. So viel landschaftliche Schönheit findet es nicht oft im weitgespannten Erdkreis.

Und ausfliegen darf man nach allen Richtungen, überall stößt man auf Winkel und Ausblicke, die uns festbannen. Auf der Brücke in Melide kam uns die Lust an, den Salvatore zu umfahren und von oben her in Lugano einzuziehen. Das hieß, wir machten dem Kletternest Morcote noch einen Besuch und stiegen hinauf zur Kirche. Da begreift man, warum alle Maler Morcote malen und alle Augen zu leuchten beginnen. So viel Romantik, Freude und Ernst zugleich, Farbenpracht und üppiges Leben, Kühnheit und doch wieder Idylle sind wohl nicht manchmal auf der Erde zusammengefügt wie hier, und es ist ein begreiflicher Wunsch, hier einmal seine große und ewige Ruhe zu finden. Eugen d'Albert, der gefeierte Pianist und Komponist des „Tiefland" wie der „Toten Augen" liegt am herrlichsten Platze des Friedhofes, ganz oben, und man gönnte ihm gern, daß er in stillen Abendstunden erwachen und noch einmal einen Blick tun könnte über den See und hinüber ans jenseitige Ufer, das die Sonne mit goldenen Tönen beglänzt.

Dann fuhren wir um die Spitze des Vorgebirges herum, immer dem See entlang, über Figino nordwärts und dann hinauf an den Muzzaner See, der in so stimmungsvoller Weise gleichsam die Verbindung herstellt zwischen zwei



Besazio bei Mendrisio. Phot. Paul Knechtli, Zürich.

Enden des den Bergen sich so geschickt anschmiegenden Luganersees. Gerade dieser Süden ist eigentlich kein Land für das Auto. Hier kommt der still für sich genießende Wanderer am meisten zu seinem Recht. Da muß man Zeit haben, da muß man inne halten können, denn jeder Schritt verdient, daß er sozusagen wie ein Leckerbissen bedächtig ausgekostet wird.

Über den Mittag bereitete sich ein Gewitter vor, und alsobald goß ein Regen hernieder, wie er im Süden, etwa in unwirtlichen Frühlingstagen, nicht selten losbricht. Doch wir hatten nicht Zeit genug abzuwarten, bis der Himmel wieder freundlicher dreinschaute. Wir bezogen unsere heimelige wandernde Autostube und kreuzten durchs Unwetter, das alle Lichter im sonst so herrlichen Paradiese des Tessins auslöschte. Wie seltsam! Man kennt es nicht mehr. Auf einmal schaut es grau und mürrisch drein. Nebel hangen von den Bergen, Vorhänge vor allen Kostbarkeiten. Es geht dem Tessin wie uns allen: auch das schönste Antlitz hat seine Reize verloren, wenn ihm die gute Laune abhanden gekommen ist.

Partie von Morcote.

So platschen wir durch die tropfenden Dörfer aufwärts, über den Ceneri und nach Bellenz, weiter, immer weiter. Irgendwo fließt ein Bach mitten durch die Gassen, und die Anwohner schauen verwundert unter einem Bogen zu, was der Regen sich für Rechte herausnimmt.

Je höher wir kommen, um so mehr nimmt die Gotthardstraße unser volles Interesse in Anspruch. Straße und Bahn treiben ein lustiges Spiel. Sie verstecken sich, finden sich wieder, ziehen übereinander hinweg und untereinander durch, und zu allem singt der rauschende Tessin sein Lied. Von den Seitenwänden stürzen die Bäche. Weit hinaus nebelt der Gischt, da auch die Höhen ihr Wasser bekommen haben.

Der Regen hört auf. Gegen Airolo wird's heller. So besteht die Hoffnung, daß die Bezwingung des Gotthardmassivs noch zu einem besondern Abenteuer wird. Die Kehren beginnen. Die ersten Forts tauchen auf. Das Tal liegt schon tief unter uns. Es ist erstaunlich, was so ein Motor zu leisten vermag. Wie manchen tiefen Atemzug hat er uns erspart! Er verlangt von uns nichts als äußerste Aufmerksamkeit. Die Kurven sind eng, die Abhänge steil. Ein kleines Versehen, und die gefährliche Grenze wäre überschritten. Die Vegetation wird dünner, die Steinwüste beginnt, und schon gibt der Winter seine Visitenkarte ab: ich bin immer noch da. Er liegt an den Halden, er rückt der Paßstraße näher und näher. Hier muß ihm Einhalt geboten werden. Fleißige Männer haben die Strecke frei geschaufelt. Zur Linken und Rechten türmen sich Mauern auf, Mauern, die die Höhe unseres Wagens erreichen, Mauern, die das Drehen in den Kurven zu einer heiklen

Aufgabe gestalten. Nicht immer gelingt sie auf den ersten Anhieb. Die Tremola ist wild, und unfreundlicher noch zu der Zeit, da der Frühling mit dem Sommer kämpft. Doch, sie ist nicht unerbittlich, sie läßt sich bezwingen.

Oben auf der Paßhöhe bläst ein kalter Wind. Das Eis liegt noch auf dem See. Man verspürt keine Lust, hier länger zu verweilen. So geht es gleich wieder hinunter; man atmet auf, und jeder Kilometer mehr dem Sommer entgegen beglückt uns. Wie die Steine weichen und das erste Grün uns anlacht, melden sich auch die ersten Alpenrosen. Flinke Kinderhände haben schon große Sträuße gesammelt, und sie strecken sie dem fahrenden Wagen entgegen. Nein, nein! Wenn wir Alpenrosen wollen, holen wir sie uns selber, etwas später, wenn alle Hänge rot sind von diesen brennenden Büschen.

Dort unten guckt schon die Kirche von Hospenthal. Ein paar Male links und rechts herum, und der Talboden ist erreicht. Andermatt liegt vor uns, und nun steht uns noch das ewig großartige Abenteuer bevor, die Fahrt durch die Schöllenen. Die Reuß ist gewachsen. Das schäumt und braust, das tobt und donnert. Der Riesenhexenkessel raucht. Was für einen Spürsinn hat das Volk dieser Gegend von Anbeginn gehabt, als es vermutete, in dieser ungeheuerlichen Schlucht habe einmal der Teufel sein Spiel getrieben. Freilich, die Menschen haben ihn überlistet, sie haben ihn leibhaftig an eine der Wände gemalt und wohl für ewig in diese Wildnis festgebannt.

Schade, die Spur der Seilbahn trägt etwas Künstliches in diese Welt, in der die elementaren Mächte der Natur so eine gewaltige Sprache zu uns reden. Und doch hat es auch wieder etwas für sich: es ist der Triumph des Geistes, der keine Schranken anerkennt und auch die höchsten Felswände besiegt, sie durchbohrt und sie sich untertan macht.

Je mehr wir uns dem Vierwaldstättersee nähern, um so heller und farbiger wird der Abend. Nebelheim dampft hinter uns. Vor uns ringt die Sonne sich durch die Wolken, und am Zuger See ist ihr der Durchbruch gelungen. Mächtig und unerhört feuerwerkt sie am Himmel, schleudert goldene Garben aufs Wasser und zaubert uns Bilder vor, wie nur sie es fertig bringt. Keinem Beleuchtungsinspektor des größten Theaters gelängen diese Effekte. Wir fühlen uns im großen Welttheater, in dem keine Menschenhand mehr etwas vermag.

So nimmt unsere Fahrt ein festliches Ende. Sie ist uns das Abbild eines Menschenlebens geworden, wie es sein soll, wenn es uns ganz erfüllte. Durch Höhen und Tiefen ging der Weg, durch Sturm und Sonne, und sie, die große Spenderin alles Glückes, behielt den letzten Sieg.

Zwischen Gaeta und Capua.

Schöner und schöner
Schmückt sich der Plan,
Schmeichelnde Lüfte
Wehen mich an.

Goldner die Sonne,
Blauer die Luft,
Grüner das Grüne,
Würz'ger der Duft!

Dort an dem Maishalm
Schwellend von Saft,
Sträubt sich der Aloe
Störrische Kraft!

Ölbaum, Zypresse,
Blond du, du braun,
Nickt ihr wie zierliche,
Grüßende Fraun?

Überall Schönheit,
Überall Glanz!
Was bei uns schreitet,
Schwebt hier im Tanz.

Trotz'ger Poseidon!
Wärest du dies,
Der drunten scherzt und
Murmelt so süß?

Und dies, halb Wiese,
Halb Aether zu schaun,
Es wär des Meeres
Furchtbares Graun?

Hier will ich wohnen!
Göttliche du,
Bringst du, Parthenope,
Wogen zur Ruh?

Nun denn, versuch es,
Eden der Lust,
Ebne die Wogen
Auch dieser Brust!

Grillparzer.

Der Mann am Fluß.

Novelle von Hubert Mumelter.

Wir fuhren schon vier Tage den Fluß herunter, und jeden Abend schlugen wir unser Zelt auf. Man konnte die ersten Nächte schlecht schlafen, sie fürchtete sich etwas und schreckte von den Geräuschen im Wald auf. Alle möglichen Tiere schlichen um unser Zelt, und wir hörten oft merkwürdige Schreie. Aber sie gewöhnte sich daran, es war nur zu neu für sie. Manchmal